

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 157.

Samstag, 9. Juli

1927.

(10. Fortsetzung.)

Eine Nacht im Russischen Klub.

Roman von Elisabeth Dill.

(Nachdruck verboten.)

„Marga!“

Als wieder keine Antwort kam, trat er an ihr Bett und beugte sich über sie: „Schläfst du schon?“

„Was ist?“ antwortete sie schlaftrunken.

„Eben war hier doch noch Licht, in meinem Zimmer.“

„Ja, ja, ich habe etwas gesucht und bin durch das Zimmer gegangen.“

Das Licht seiner Taschenlaterne glitt über ihr Bett. Sie verhielt sich reglos, während ihr Herz dumpf hämmerte.

„Ich schlief schon“, sagte sie, indem sie wie schlaftrunken die Augen öffnete, „aber ich bin wieder wachgeworden. Ist es schon spät?“

„Ja, gleich drei.“ Er schaute sich um. „Ein merkwürdiges Parfüm ist in meinem Zimmer. Bianca sollte wirklich etwas besser achtgeben. Sie hat Manieren angenommen. Ich muß die Fenster aufmachen. Das ganze Haus riecht danach. Und dann fand ich diesen Handschuh auf der Treppe.“ Er hielt einen weißen Handschuh hoch.

„Ja, leg ihn dort auf meinen Toilettentisch, Bianca verlor ihn.“

„Bianca? ... Es steht dein Name drin.“

„Ach so, natürlich, ich hatte ihn Bianca geliehen.“

„Sonderbar“, sagte er und ging in seinem Zimmer die Fenster öffnen.

Mein Gott, mein Gott, wenn er doch endlich aus dem Zimmer hereinkommen wollte, dachte sie und stützte sich in den Kissen auf. Da fiel ihr ein, daß sie ja noch in ihren Kleidern war, und sie zog die Decke wieder hoch bis über ihre Schultern.

Endlich kam er herein und begann sich auszulegen, aber ohne die Tür zu schließen.

„Du kommst so früh, wie war es denn bei euch, Fedor?“

„Ganz nett, aber nicht überwältigend“, sagte er, indem er seine Stiefel auszog.

„Wo schläfst du denn?“ fragte er halbblau mit einem Blick nach dem Salon.

„Ja, das muß ich dir erzählen, schließ doch bitte erst die Tür zum Wohnzimmer, es zieht hier.“

Er schloß sie, zündete die Kerzen am Spiegel an und fuhr fort zu erzählen, von seinen Kameraden und den Ereignissen des Abends, an dem man immer die Schicksale der noch lebenden Kameraden erfuhrt.

Sie hörte kaum hin. Sie lauschte mit verhaltenem Atem nach dem Nebenzimmer, in dem alles still blieb. Sie überlegte wie im Fieber. Was tun, damit er sich beruhigt? Was ihm erklären? Bianca das Kind. Mein Gott, wenn er danach fragte. Sonst hatte er sich immer still hingelegt, wenn er um diese frühe Stunde heimkam. Heute ging er immer hin und her, stand auf, um etwas aus dem anderen Zimmer zu holen, kam wieder herein und setzte sich vor seinen Frisiertisch. „Du, Marga, wo hast du sie denn hinquartiert? In die kalte Mansarde?“

Ich muß es ihm sagen, dachte sie. Und ihr Herz begann zu schlagen.

„Bianca ist fort“, sagte sie leicht hin.

Er fuhr herum und warf die Bürsten auf den Tisch.

„Wie fortgegangen? Habt ihr euch gezannt?“

„Das nicht, aber sie ist ins Hotel gefahren. Wir haben ja kein Fremdenzimmer.“

„Und du siehst sie einfach ziehen. Höre, das ist stark.“ Er drehte sich um. „Wann ist sie denn fortgegangen und wohin?“

„Ins Bristol, wo ihre Freunde wohnen.“

„Aber, du konntest ihr doch nebenan den Salon zurichtmachen.“

„Sie schläft nicht auf dem Sofa, und der Salon ist hundekalt.“ „Aber hat einen Ofen.“

„Ja, aber sie hatte einfach keine Lust hierzulieben. Warum? Warum? Es ist ihr zu ungemütlich, die Familienluft behagt ihr nicht. Was kann ich dafür? Es ist deine Kusine, nicht die meine. Mach ihr doch Vorwürfe, nicht mir.“

Damit drehte sich Marga nach der anderen Seite. In diesem Augenblick fiel sein Blick auf ihren fremdfrisierten Kopf, ihre aufgesteckten Locken im Nacken und das Diadem.

Er stand auf und kam an ihr Bett. „Wie siehst du denn aus, Marga. Was hast du da im Haar? Das sieht ja aus wie eine Maskerade.“

Sie wandte den Kopf zur Seite. „Ach so, ja, wir haben uns maskiert. Und ich hab' vergessen, das abzulegen.“ Und sie löste das Diadem. Dabei kam ihr Arm zum Vorschein, und er sah den blühenden Perlstreifen über ihrer Achsel.

„Du bist ja noch angekleidet“, rief er. „Was ist denn das mit dir. Was soll das heißen? Was ist hier vorgegangen. So sprich doch!“

Mit einem Ruck riß er die Decke fort. Und er sah sie in ihrer Gesellschaftskleidung, einem weißen Perlekleid, das ihm fremd war.

Sie sah keinen Ausweg mehr, sie setzte sich aufrecht. „Wenn du mir versprichst, mich ruhig anzuhören, will ich dir alles sagen, aber erst mach die Fenster drüben zu, es zieht.“

„Ich kann es vor Parfüm nicht aushalten, man bekommt Kopfschmerzen davon.“

Er blieb aber im Türpfosten stehen. „Also? Was soll dieser Anzug, wem gehört das Kleid, was hat das alles zu bedeuten? Es sieht ja gerade aus, als ob du in der Stadt gewesen wärest?“

„Das war ich auch.“

„Wie? Heute nacht. In der Stadt?“

„Ja, mit Bianca. Es war Bianca langweilig hier draußen, und sie bat mich, sie zu begleiten.“

„Und du gingst mit?“ rief er.

„Ja, ich ging mit.“

„Und das Kind ließt ihr daheim, allein in dem unbeheizten Haus?“

„Nein, das haben wir vorher mit Auguste zu Maria geschickt.“

Er begann zu lachen und setzte sich auf einen Stuhl. „Das ist ja wundervoll. Einmal im Monat erlaubt man sich, auszugehen, und die Frau fährt zur Stadt. treibt sich dort herum in Bars oder Kabarets?“

„Wir waren in einem Klub.“
 „In was für einem „Klub“?“
 „In dem Russischen Klub.“
 „Kenne ich nicht . . . Mit wem wart ihr da?“
 „Mit Biancas Freunden . . .“
 „Mit diesem Amerikaner?“
 „Und mit Baron Bräka . . .“
 „Baron Bräka!!!“ Fedor sah aus, als ob er etwas Schlechtes gegessen habe . . . „Bräka, ich habe den Namen nie gehört oder gelesen, ein Hochstapler wahrscheinlich . . .“

„Fedor, du mußt mich ausreden lassen . . .“
 „Ja, bitte, sprich, sprich . . .“
 „Ihre Zähne schlugen aufeinander. Sie sprach atemlos. Es war so, Fedor, Bianca kam und fand es so schrecklich eng und einsam hier, sie fürchtete sich und wollte in ihr Hotel zurück und überredete mich, sie zu begleiten. Ich wollte erst nicht, ich hab' ja keine Toilette, da gab sie mir dieses Kleid . . . und frisierete mich und sagte, der Junge dürfte nicht allein in der Wohnung bleiben, und wir schickten die Amme mit ihm zu Mama.“

„Sehr praktisch, allerdings, weiter!“
 „Wir haben das jedesmal getan, wenn wir ausgingen, Fedor . . .“
 „Ich erinnere mich nicht, wann wir einmal ausgegangen sein sollten . . .“

„Am Geburtstag von Mama im Oktober und einmal Sonntags, zu Tante Amalie zum Empfang. Damals schlugst du das selbst vor. Es war gewiß leichtsinnig von mir, Fedor, aber Bianca meinte, du seist sicher froh, wenn ich auch einmal etwas hätte . . .“

„Sehr dankbar, sehr erfreut, allerdings, daß sie meine Frau in Nepplofale einführt.“

„Im Russischen Klub verkehrt die beste Gesellschaft, Fedor!“

„Sagt Bianca! Was die unter Gesellschaft versteht, dürftest du doch, nach ihren heutigen Erklärungen, wissen. Die verkehrt ja mit Krethi und Plethi . . . wenn die Leute nur Geld haben und ein Auto . . . Sie läßt sich einladen von Leuten, mit denen ich mich nicht an einen Tisch setzen würde . . . Und wenn ich verhungern müßte . . . O ja, es gibt noch eine Ehre — eine sogenannte Bettlerehre, wenn du willst . . . Die Dichter machen sogar Gedichte über diese Tugend . . . Weiter, was tatest ihr in der Stadt?“

„Wir fuhrten zuerst ins Bristol, wo sich Bianca ein Zimmer bestellte, und hörten, daß ihre Freunde schon im Klub seien und dort einen Tisch bestellt hatten.“

„Eine Unverschämtheit“, fuhr er auf. „Was gehen dich diese fremden Kerls an?“

„Es sind Biancas Freunde.“

„Ja . . . Freunde . . . was man so in Hoteldielen aufliest . . . weiter, weiter, und dann — fuhrst ihr in den Klub, tragt die Kavaliere und soupiert mit ihnen — hast du dich denn nicht geschämt, sag' mal?“

„Weshalb sollte ich mich schämen?“

„Du läßt dich einladen von diesen — diesen Menschen, die du nicht kennst?“

„Bianca sagte erst, nachdem du fort warst, daß sie sich mit den Herren verabredet hätte, mit ihnen im Klub zu essen, und wir konnten dich nicht mehr um deine Erlaubnis fragen . . . Es ist übrigens merkwürdig, daß immer nur der Mann ausgehen soll und die Frau im Haus bleiben, wie eine Sklavin . . . Ich habe doch früher ein geselliges Leben geführt, glaubst du, daß sich das vergißt? Jetzt sitze ich Abend für Abend hier draußen und höre nichts als den Wald ächzen und den Wind im Schornstein heulen . . . Das macht einen melancholisch, Fedor! Ich ging mit, weil ich einmal wieder Sehnsucht nach der Welt bekam, nach Licht und Leben und Musik und Menschen . . . ich bin mitgegangen, weil es mir Freude machte.“

Er war so starr, daß er keine Worte fand. Diese Frau, die vor ihm stand in dem perglastigten, weißen, glühenden und kostbaren Kleid, geschmückt zu einem Fest, frisirt, gepudert, gemalt und parfümiert, mit dem blendend weißen Hals, den Perlen und den langen Ohrgehängen, war ihm ganz fremd . . .

(Fortsetzung folgt.)

Die geheime Türe.

Von Dr. Volkmar Iro.

Auf der Landstraße von Miskolc gegen Epöries ratterten vier Wagen durch das Perchengezwitscher des sonnigen Aprilmorgens. In der ersten Karosse hieselte der Primas neben dem Kutscher mit dem Rücken zu den Pferden, vier Zigeuner hatten im Wagen das Gombal auf den Knien, hämmerten, geigten, tranken, zerklugten die leeren Flaschen an den Rädern und so wilder sie spielten, um so lauter tobte rückwärts die Gesellschaft in den Wagen.

Seit dem vergangenen Nachmittag feierte Graf Tarogh seine Verlobung mit der Tänzerin Sonja Tscherschkoff vom Metropol-Varieté in Budapest.

Als in Mat die Glocken zur Frühmesse läuteten, galoppierte der Zug in das Kastell der Taroghs, die Zigeuner hoben ihre Instrumente aus dem Wagen, wirbelten den Rakocz-Marsch gegen die verwitterten Mauern und zogen spielend mit dem alten Kastellan voran. In den dunklen Gängen stand muffige Luft, Must und Lachen hallte durch eine Flucht verdunkelter Zimmer: zerfetzte Tapeten hingen von den Wänden, in den Ecken Truhen und Stühle vergangener Jahrhunderte, erblindete Spiegel, in allen Räumen Ede und Verwüstung.

Durch eine Flügeltüre flutete Licht. Die Marmorwände eines Saales schimmerten in der Morgensonne, ein venezianischer Lüster hing mit halb niedergebrannten Kerzen in die Leere. Tarogh befahl vom Dorfirt ein Fäshen Tokaver und junge Hühner in Rahm, ein Knecht schlepte Scheiter zum Kamin, zog mit den Zigeunern schwere Renaissance-Stühle, zerfällene Louis-seize Sofas, einen wadeligen Emporetisch herein, schon hallte über dem Prasseln des Feuers ein Gardas, neben einem schnarchenden Attachs hielt ein alter Magnat mit hochgehobenem Glase eine Rede gegen die Tanzenden.

Sonja trat aus dem Gewühl vor das einzige Bild des Saales und erschraf: Die junge Frau in der Samtracht des achtzehnten Jahrhunderts war ihr Ebenbild — die gleichen graublauen Augen, tiefschwarzen Haare, der leichtgeschwungene Mund, die marmorne Blässe des Antlitzes.

Sie stand wie gebannt. Tarogh nahm ihren Arm.

Diese Ähnlichkeit ist wie ein Wunder! Vor hundertachtzig Jahren war ein Tarogh Diplomat in Moskau. Er verliebte sich in sie, fiel wegen ihr im Duell. Das Bild kam später . . .

Ein Rudel junger Leute von den Nachbargütern stürmte in den Saal, umarmte ihn, verlangte zu trinken. Sonja schritt langsam in das Dunkel des Nebenzimmers, das Bild der jungen Frau stand wie lebendig vor ihren Augen, verschlang Lärm und Lachen. In der Dämmerung der Zimmer, die sie durchschritt, blieb das blaße Antlitz vor ihr. Sie öffnete eine Türe, stieg über den Schutt einer verfallenen Treppe in den Hof. Auf geborstenen Randquadern des kleinen Teiches hielten verwitterte Amouretten Kränze. Kein Laut ringsum. Ein eiseubewachsenes Tor stand offen, sie kam in das Dunkel eines schmalen Ganges, lehnte um, geriet in einen Quergang. Durch ein zerbrochenes Fenster schimmerte Licht, als sie näher kam, verperrte eine Türe den Weg. Ganz ferne vernahm sie jetzt Must.

Den Weg zum Saal vermutend, riß sie das Schloß auf, betrat ein finsternes Geläß — hinter ihr fiel die schwere Türe zu.

Must und Lärm der Gäste waren jetzt ganz nahe, sie hörte Elfen-Rufe, dann einen Tusch der Zigeuner. Langsam tastete sie sich an der feuchten Wand weiter, geriet an eine Mauer — kein Ausgang. Drei Schritte zur Türe zurück. Sie suchte nach dem Schlosse, wollte öffnen, rüttelte an der Klinke — das Schloß gab nicht nach.

Zäher Schreden überfiel sie jetzt in der Finsternis, vergebens versuchte sie mit Gewalt zu öffnen, stemmte sich gegen die Eichenbohlen, zerrte an dem Eisen, bis ihre wunden Finger schmerzten — umsonst. Keuchend stand sie und überlegte, fühlte das Schloß mit den Fingerspitzen ab, hing sich an die Klinke — rüttelte an der Türe und schrie den Namen ihres Verlobten, schrie, bis sie heiser wurde, hielt sich atemlos an der nassen Mauer und starrte mit weitauferissenen Augen in das Dunkel. Der Gedanke, daß es keinen Ausweg gebe, steigerte ihre Verzweiflung zum Entsetzen.

Im Saale war jetzt Stille. Sie horchte auf, tastete sich zur Wand des Saales, schlug mit Häuten gegen die Steine, stemmte sich mit dem Körper an, schlug sich die Knöchel der Finger blutig und schrie — drüben antwortete Lachen und ein wilder Gardas.

Tarogh hatte nach einer Stunde dem Kastellan Auftrag gegeben, Sonja zu suchen. Der Alte kam achselzuckend zurück. Die Gäste wurden aufmerksam, die blonde Mona strich an

Taroghy vorbeist und fragte lachend nach Bela Pronay, der auch seit zwei Stunden verschwunden sei. Taroghy hiß die Zähne zusammen, ging in den Garten, rief in den Hof. Als er zurückkam, mastierte er mit einem Lächeln seine Aufregung: Sonia sei wahrscheinlich in das Dorf hinuntergegangen.

Neben ihm wieherte der alte Magnat auf, hielt sich torkelnd an dem Tisch und strich seinen Schnurrbart.

„Café chantant, Ferencz Bacsi! Darin mußt du dich gewöhnen!“

Taroghy hob blitschnell die Faust und ließ sie sitzend wieder sinken. Weinrote Gesichter starrten ihm entgegen. Da trat er ganz nahe neben den Betrunknen und rief ihm zu, daß er sich hüten möge, die Fürstin Tscherschkoff zu beleidigen, die jetzt in Budapest tanze, wie andere russische Aristokraten in Paris und Berlin Portiers und Schneider seien!

Der Magnat ließ eine Entschuldigung, die Gäste drängten heran und umarmten Taroghy. Er winkte ab und ließ den Zigeunern Wein geben. Sie standen schon neben ihm und geigten ihm in die Ohren — er trank Gläser leer, die ihm von allen Seiten gereicht wurden, tanzte, trank — die Zigeuner spielten toll, er sah rote Kreise vor den Augen, dann plötzlich das blasse lächelnde Antlitz des Bildes, riß dem Primas die Geige aus der Hand und schleuderte sie gegen das Bild — es schwankte und fiel krachend zu Boden. Die Wand dahinter, grau von Spinnweben, bewachte sich — Mörtel bröckelte ab, ein schmaler Spalt klappte, wurde breiter — eine schwarze Hand erschien, ein Arm — dann stand Sonja in der Öffnung, das Gesicht verzerrt, unkenntlich von Staub und Schmutz.

Ein Schrei brach die entsetzte Stille des Saales, Taroghy stieß die Zigeuner zur Seite, hielt Sonia, die wankte und gegen ihn fiel.

Während die Damen sich um sie bemühten, untersuchte man die geheime Türe. Es war ein schwerer, mannsbreiter Eichenblock, der durch zwei Eisenseuern um die eigene Achse gedreht wurde. Sonia hatte, als sie Stundenlang gegen die Wand schlug, die schmale Eisensplatte getroffen, durch deren Bewegung die Federn ausgelöst wurden. Von der Existenz der Türe wußte kein Mensch im Kastell — in der Innenseite des Blockes war die Jahreszahl 1683 eingeschnitten, darüber zwei gekreuzte Türkenfädel.

Am späten Nachmittag, als eben das vierte Fäßchen angehängt wurde und die Zigeuner wider als zuvor flüchteten, erschien Bela Pronay und erzählte lachend, daß er im Garten den Tag verschlafen habe.

Die Krawattennadel.

Von Bert Schiff.

Der Vater war Gutspächter, hatte zwei faule Knechte und einen Sohn, der in der Hauptstadt die landwirtschaftliche Schule besuchte.

Das Gut lag zehn Minuten vom Dorfe Herrieden; Herrieden lag zwei Stunden von der nächsten Bahnstation Endmoos.

Der Sohn hieß Wolfgang, hatte aber mehr den Gang eines Pfaues, denn eines Volkes und war zwanzig Jahre alt. Er schielte schüchtern nach jungen Damen, wie es diesen Jahren ziemt und kaufte sich eine Krawattennadel mit einem großen Diamanten. Sie kostete fünfzehn Pfennige, denn der Diamant war aus geschliffenem Glas und funkelte wie ein Diamant. Er steckte diese Diamantnadel in die Krawatte, schaute in den Spiegel, betrachtete sich auch im Widerschein der großen Scheiben der Schaufenster und fuhr mit der Bahn nach Endmoos, denn es war die Zeit der Herbstferien. Von da wanderte er durch den Wald, dem väterlichen Gut bei Herrieden zu.

Im Gebüsch raschelte es. Hastig steckte er die Nadel in die Tasche, denn es konnten Wegelagerer sein und der leuchtende Diamant sollte niemand zum Totschlag verführen. Aber es war ein scheues Häschen, das den Abhang hinabgehücht.

Indes in Herrieden trug Wolfgang die Diamantnadel wieder hochgemut in der Krawatte.

Am nächsten Abend steckten die zwei Knechte Michel und Mathäus im Dorfwirtshaus die Köpfe über die Biergläser hinweg zusammen. Michel war mehr kurz und dick, der schlankere Mathäus hatte dafür mit fingerlangen Bartstoppeln übersäte Wangen. Aber beide waren überzeugt, daß Wolfgang gewaltige Reichtümer besaß. Denn wie Wolfgang sich mit der Diamantnadel spreizte, so warf er auch Andeutungen um sich über ungeahnte Schätze der Hauptstadt.

Die Stadt war den Knechten ein dunkles, unentwirrbares Häuserknäuel, ein Riesenschacht, in dessen Leib Millio-

nen und Milliarden schlummerten. Deshalb beschloßen sie in derselben Nacht, die kostbare Nadel zu stehlen.

Unter großen Sirapazen gelang der Diebessug; denn Wolfgang legte die Oberkleider auf einen Stuhl nahe dem Fenster, durch das sie einstiegen, ehe er sich ins Bett legte und mit der tiefen Andacht der Jugend schlief. Es war Michel und Mathäus klar, daß sie noch vor Tagesgrauen mit der Beute fliehen mußten. Sie mieden das nahe Endmoos, wo man sie kannte, liefen vier Stunden zu einer entlegenen Bahnstation, kauften die neuesten Zeitungen, um zu sehen, ob die letzten Devisen schon die Kunde über ihren Diebstahl in alle Erdteile trugen und fuhren nach Norden zu, so weit ihr Taschengeld reichte.

Dann wanderten sie bettelnd von Dorf zu Dorf, den Milliardendiamanten in der Tasche, denn es beunruhigte sie sehr, daß die Zeitungen schwiegen. Das war Tücke, sie in falsche Sicherheit zu wiegen. Gewiß war an alle Polizeistationen die Weisung ergangen, die Landstrassen zu überwachen, deshalb eilten sie in gewaltigen Nachtmärschen dem dunklen Leib der nächsten Stadt zu, um dem übersichtlichen Gelände zu enttrinnen.

Auf dem Wege zum Juwelier befiel sie große Angst; fraglos hatten alle Juwelengeschäfte im Reiche Weisung erhalten. Sie begriffen deshalb, daß sie erst einige Zeit verstreichen lassen mußten, ehe sie es wagen konnten, für die Nadel die Millionen einzuhelfen. Deshalb mußten sie zunächst Arbeit suchen. Aber erst nach einigen Tagen des Hungerns kam Michel bei einem Kohlenhändler als Sackträger unter, während Mathäus bei einer Bierbrauerei als Kutscher eingestellt wurde.

Sonntags trafen sie sich in einer Kneipe und jeder war froh, wenn der andere die Nadel in der kommenden Woche aufbewahren mußte, denn der Diamant wurde mehr zur Last denn zur Lust. Sie gingen jedem Zant und allen Händeln aus dem Weg, um nicht bei einer etwaigen Leibesvisitation als Diebe entlarvt und eingekerkert zu werden und führten ein ungewohnt sittsames und arbeitsreiches Leben.

Nach Monaten des Bangens, als ihre Nerven den Schwebestand nicht länger ertrugen, machten sie sich auf den Weg zum Juwelier. Dieser ludte sogleich verächtlich die Achseln und sagte: „Keine fünf Pfennige geb' ich für den Dred.“

Mit großen Augen hörten sie das; Mut und Scham wechselte auf ihren Wangen, aber am Nachmittag war Michel froh, daß er wieder Kohlen schleppen, und Mathäus, daß er Bier fahren konnte.

Wolfgang glaubte, die Nadel sei ihm beim Entkleiden entfallen und in eine Ritze gerollt. Er hielt sie für zu wertlos, nach ihr zu suchen.

Der Vater aber vermiste die Knechte, er ließ den See ergebnislos nach ihren Leichen durchfischen. Ein Mothos und eine Sage bildete sich im Dorf um das Dunkel ihres Versinkens, denn die Erinnerung adelte die Entschwundenen.

☪☪☪ Scherz und Spott ☪☪☪

Humor des Auslandes.

„Sie wollen mich nicht heiraten, weil ich arm bin. Aber es ist kein Verbrechen, kein Geld zu haben.“ — „Doch ist es ein Verbrechen, sonst würde es nicht mit lebenslänglicher Zwangsarbeit bestraft werden.“

„In der Zeitung steht, daß Sie einen prächtigen Wachhund zu verkaufen haben. Wo ist er?“ — „Den hat man mir heute nacht leider gestohlen.“

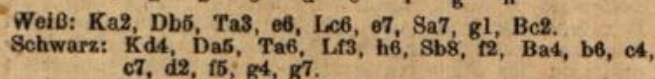
„Du hast ja merkwürdige Strümpfe an.“ — „Hast du sie noch niemals bemerkt?“ — „Nein.“ — „Dabei trage ich sie schon ununterbrochen seit drei Monaten.“

„Es ist unhygienisch, ein Schwein in einem Holzverschlagn aufzuheben, der in Ihrem Schlafzimmer steht.“ — „Väterlich, Herr Doktor; seit Jahren ist mir noch keines der Tiere krank geworden.“

„Darf ich mich dir anvertrauen, lieber Freund?“ — „Aber gewiß.“ — „Also dann höre: Ich sitze vollständig auf dem Trocknen und brauche zehn Mark.“ — „Da kannst du volles Vertrauen zu mir haben; ich bin schweigsam wie das Grab, und es ist, als ob ich nichts gehört hätte.“

Ein tüchtiger Chirurg. „Die Operation war sehr erfolgreich.“ — „Da haben Sie wohl bei dem Kranken einen großen Schnitt gemacht?“ — „Ja, ungefähr 1000 Mark.“

Nr. 57. Rudolf Knebel, Wiesbaden.



Matt in 2 Zügen.

Nr. 58. Sam. Loyd, New-York.



Weiß: Ka4, Dg8, Lc8, Bc7, e3.
Schwarz: Kc6, Bd6, e4, e5, e7.

Matt in 3 Zügen.

Das Problem Nr. 57 stammt von einem Mitglied des hiesigen Schachklubs, das seine Ideen mit einem großen Aufwand von Figuren darstellt, obschon die Kompositionslehre vorschreibt mit möglichst wenig Material auszukommen. Wie man sparen kann, zeigt das Problem von Sam. Loyd.

Partie Nr. 404. Eröffnung „Caro-Kann“.

Gespielt zu Wiesbaden am 1. Juli 1927.

Weiß: Dr. Hartlaub. Schwarz: Dr. Askalon.

1. e4-c6, 2. d4-d5, 3. Sc3-d×e4, 4. S×e4-Sf6,
5. Sg3-h5, 6. h4-Lf5, 7. S×f5-Da5+, 8. Ld2-D×f5,
9. Ld3-Dg4, 10. Sf3-D×g2, 11. Tg1-Dh3, 12. De2-Dc8.
Wenn sofort 12. ... Sbd7 so 13. Sg5-D×h4, 14. S×f7-
K×f7, 15. Lg6+-Kg8, 16. De6#. 13. 0-0-0-Sbd7,
14. Sg5-Sb6, 15. c4-Dd7, 16. Lc3-Td8, 17. d5!-c5 falls
17. ... c×d5, 18. c×5 droht Lb5, 18. Se6-Tc8, 19. Lf5.
Besser ist b3, um der Dame das Feld a4 abzuschneiden.
Geschieht dann gegen die Drohung 20. Lf5 g6, so folgt
21. T×g6-f×e6, 22. d×e6-Dc6, 23. T×f6-e×f6, 24.
L×f6-Th6, 25. D×h5+-T×h5, 26. Lg6#, 19. ... Da4,
20. b3-a3+, 21. Kb1-Sbd7, 22. Dd3-b5, 23. Lg6-Th6,
24. L×f7+-K×f7, 25. Df5-b×c4, 26. S×g7f!-L×g7!

27. T×g7+ - K×g7, 28. D×d7-Tf8, 29. D×e7+ - Tf7,
30. Tg1-Tg6, 31. L×f6+ - Kh6, 32. De3+ Kh7, 33. T+g6
- K×g6, 34. Dg5+ - Kh7, 35. D×h5-Kg8, 36. Dh8♯.
Eine von Weiß sehr hübsch gespielte Partie.

Wie löst man Schachaufgaben?

Es sei gleich vorweg bemerkt, eine bestimmte Methode, nach der man sämtliche Schachaufgaben unfehlbar lösen könnte, gibt es nicht. Nur gut; denn sonst wäre das Lösen langweilig. Der Geist will Schwierigkeiten überwinden. Hierzu kann man ihn durch Ueben immer befähigter machen. Man vermeide jedoch dabei aufs Geratewohl Züge zu machen! Erst die Stellung prüfen. Bevor man nun Schachaufgaben selbst löst, muß man sich überhaupt mit ihnen beschäftigen. Man muß erst Einblick in das Wesen ihrer verschiedenen Arten gewinnen. Man quäle nicht seinen Geist aus Ehrgeiz zu schanden! Bewältigt man eine Aufgabe nicht, so lese man nur ihre Lösung nach und suche diese zu verstehen. Die Schachaufgaben sind nun von einander ungemein verschieden. Nicht nur, daß die einen leicht zu lösen sind, die anderen dem Löser sehr große Schwierigkeiten bieten; auch im Aufbau, im Wesen weichen sie sehr von einander ab. In früheren Zeiten wurde ganz anders komponiert. Der Geschmack hat sich im Laufe der Zeiten geändert und diese Wandlung beeinflusste auch die Art, die Struktur der Aufgaben. Je genauer man nun diese verschiedenen Arten der Aufgaben kennen lernt, je tiefer man in ihr Wesen eindringt, um so besser wird man lösen lernen.

Bilderrätsel.



Sprichwörterrätsel.

In den nachstenden Sprüchen ist je ein Wort zu streichen, welche zusammen wieder ein Sprichwort ergeben:

Wer wagt, gewinnt.
Es ist nicht alles Gold, was glänzt.
Es hören viele auf den gleichen Namen.
Man kann nicht alles, was man will.
Man muß bei allem an die Zukunft denken.
Auch die Tiere fühlen Lust und Schmerz.

Besuchskartenrätsel.

Eugen J. Afebi

Turin

Was ist der Herr?

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

Auflösung der Rätsel in Nr. 151.

Bilderrätsel: Am Werk erkennt man den Meister. — **Silberrätsel:** Renate, Indianer, Coronel, Hero, Alarich, Rakete, Degen, Wartburg, Araber, Garibaldi, Norwegen. Richard Wagner, Lohengrin. — **Kreuzrätsel:** Juli, Sara, Lisa, Jura.

Richtige Lösungen sandten ein: Karl Heinz und Eli Plötz aus Sonnenberg; Otto Präckel aus Hahn i. T.